

Auf welches Instrument sind wir gespannt?

Ein Essay über den klingenden Seelenraum und die Heilkraft des Hörens

Nicolai Gruninger

(In: Poltrum, M. & Heuner, U. (Hg.)(2015): Ästhetik als Therapie. Berlin: Parodos Verlag)

Präludium

Die menschliche Seele trägt den gleichen Namen wie die schöne und verliebte mythologische Psyche. In der mythischen Erzählung werden Psyche und Eros zu einem unzertrennlichen Liebespaar, nachdem sie schwerste Prüfungen überstanden haben, die ihnen von den Göttern auferlegt wurden.

Psyche zieht zunächst durch ihre Schönheit den Zorn der Aphrodite auf sich und wird von dieser verdammt. Als Strafe befiehlt die Schönheitsgöttin ihrem Sohn Eros, die Konkurrentin mit einem Ungeheuer zu vermählen. Doch Eros verliebt sich unerwartet in die anmutende Psyche, als er den Auftrag seiner Mutter durchführen will. Die Liebe zwischen Eros und Psyche hat ein wesentliches Handicap. Eros darf sich nicht zu erkennen geben. Daher darf sich das Liebespaar nur in der Nacht lieben. In ihrem Liebesnest darf nur geflüstert und berührt werden. In dem Augenblick, in dem Psyche ihren Geliebten aus Neugier mit ihrer Öllampe beleuchtet, verschwindet er. Diesem Unglück folgen weitere Verwicklungen und Prüfungen, bis das Liebespaar schließlich, mit dem Segen der Götter, in einem jubelnden Finale heiraten dürfen.

Wenn sich die Liebe verliebt, dann ist sie bei sich angekommen. Ohne die Liebe, und damit sind wir wieder auf festem Boden angelangt, verkümmert unsere Seele. Die Liebe ist die Urquelle allen Daseins. Sie ist das Thema, über das das Leben moduliert. Erst die Liebe versammelt die Seele um sich und bündelt sie zur Kraft, die Neues schafft. Die menschliche Seele betritt von Beginn an als Paar die Bühne der Welt. Ohne Eros ist sie nicht überlebensfähig. Sie muss geliebt werden und sie will lieben.

Was sagt uns der Mythos noch? Der Mythos vertont die Liebe als Notturmo. Ein Nachtstück, in dem die Liebe besonders hell und süß klingt. Eros lässt keine Stelle an uns unberührt. Alles verschmilzt im Liebesrausch zu einer Klangsphäre. Jede Bewegung, jeder Gedanke und jedes Flüstern werden zu einer Berührung, die im tiefsten Seelenraum widerhallt. Der Mythos erzählt von der Liebe als Resonanzgeschehen. Indem er die Liebe und die von den Göttern auferlegten Prüfungen unaufhörlich in der Nacht ansiedelt und sehende Erkenntnis mit Verlust und Verdammung in die Unterwelt bestraft, verweist er auf das Sinnesorgan, auf dem die Liebe sich spielt. Die Konjunktion von Eros und Psyche, die Vermählung von Liebe und Seele, ihre Anziehung und Unzertrennlichkeit lassen sich am ehesten im lauschenden und hörenden Modus erfahren.

Nun sind wir dort angelangt, von wo aus wir mit Rainer Maria Rilkes *Liebes-Lied* die Frage stellen können: Auf welchem Instrument ertönt das süße Lied der Liebe? *Auf welches Instrument sind wir gespannt?* Lassen Sie uns nun, vielleicht auch etwas vom Liebesvirus infiziert, auf das Liebeslied von Rilke lauschen, um dann den Resonanzraum der Liebe zu verlassen und den klingenden Seelenraum zu betreten.

Liebes-Lied

Wie soll ich meine Seele halten, daß
sie nicht an deiner rührt? Wie soll ich sie
hinheben über dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas
Verlorenem im Dunkel unterbringen
an einer fremden stillen Stelle, die
nicht weiterschwingt, wenn deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Geiger hat uns in der Hand?
O süßes Lied.

(Rilke, neue Gedichte 1907)

Anklang

Wenn die Liebe ein Lied ist, dann braucht sie ein Instrument auf dem sie erklingen kann.
Die Liebe ein Lied? Unsere Seele Musik? Lässt sich unser Körper als Klangkörper, als Resonanzraum denken, auf dem sich helle Melodien der Liebe und des Glücks sowie dunkle Töne der Einsamkeit, der Melancholie und der Resignation spielen? *Ist unser Körper die Harfe unserer Seele, aus dem wir süße Musik oder wirre Töne entlocken können*, wie dies Khalil Gibran angestimmt hat (Gibran 2010)?

Folgen wir diesen Fragen, dann werden wir unweigerlich ins Reich der Klänge und der Resonanzen entführt. Wir wollen uns auf diese Reise begeben und das Risiko eingehen, hörend zu denken.
Welche Gemeinsamkeit hat der Mensch mit dem Klang? Was hören wir, wenn wir von uns *selbst* reden und über uns *selbst* nachdenken? Wie vernehmen wir Sinn? Auf welches Instrument sind wir gespannt? Haben wir einen Klangkörper, auf dem sich unser Leben spielt? Doch wie müssen wir diesen Klangkörper denken, auf dem so unterschiedliche Klänge laut werden können (und ebenso verstummen können)? Ist er ein Instrument wie ein Klavier oder eine Trommel? Wer oder was spielt dieses Instrument? Wie müssen wir den Resonanzraum denken, in dem sich Affekte und Gedanken verlauten? Und wer sind „wir“, wenn nicht auch das Instrument? Können auch andere Menschen unseren Klangkörper in Schwingung versetzen? Und wie ist es mit Gegenständen, der

Kunst und der Natur? Wann findet Resonanz statt? Ist Resonanz die Bedingung für Gesundheit und Glück?

Unsere Methode ist das Hören. Wir wollen lauschen und horchen, was uns der Mensch von sich erzählt. Wir wollen nicht feststellen und beweisen. Wir wollen gespannt sein, aufmerksam und wachsam, und uns im horchenden Modus von dem Anklang und dem Widerhall der menschlichen Seele berühren lassen. *Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort*, ruft uns Joseph von Eichendorff programmatisch aus fernen Zeiten zu. Bei diesem Versuch werden wir von anästhetischen Denkübnungen möglichst viel Abstand halten. Erst dann können wir erfahren, dass auch das Denken spricht und hört. Unser Ziel ist es, den Menschen in seiner Ganzheit als klingendes Wesen zur Sprache kommen zu lassen. Zur Sprache kommen lassen, hören und horchend den Ereignissen auf der Spur zu sein, erfordert auch einen hörenden Duktus. Wir werden einen Sprachraum betreten, in dem der Widerhall auf unsere Fragen obertonreich zum Klingen kommen kann. Einen Sprachraum, der unserem Thema entspricht.

Zuerst stellen wir die Frage nach einer Anthropologie der Resonanz und denken den Menschen als Klangkörper, in seiner Konstitution und in seinem leiblichen Erleben. Hierfür werden wir unterschiedliche Register anstimmen müssen, ontologische, sinnliche, intelligible und dialogische. In einem zweiten Schritt untersuchen wir seelische Krankheiten als Resonanzstörungen. Am Beispiel des Rausches und der Suchterkrankung werden wir den Versuch unternehmen, die Anthropologie der Resonanz in klinische Sphären zu transponieren. Als zwingende Konsequenz fragen wir am Schluss nach der Heilkraft des Hörens. Der Psychotherapeut und Arzt werden als Hörspezialist und Hörarbeiter verdichtet, dessen Medizin heilsam und ebenso tödlich sein kann.

Anthropologie der Resonanz

Das Sein und das Dasein als Resonanz zu durchdenken, diesen Versuch hat der zeitgenössische Denker Jean-Luc Nancy in seinem Essay *zum Gehör* unternommen (2010). Er wird uns mit seinen Gedanken den philosophischen Grundton unserer Untersuchung anstimmen, über den wir modulieren und improvisieren werden.

Fragen wir zunächst nach dem Wesen der Resonanz. Die Resonanz erzählt in ihrem Widerklang von sich selbst. Sie verweist auf sich. Sie klingt wider – resoniert – und trägt sich in die Dauer hinein. Dabei öffnet sie einen Raum, einen Resonanzraum, indem sie sich ausdehnt und wieder zu sich zurückkehrt. Ihr Raum ist zeitlich, ein Kommen und Gehen, ein Hin und Her, eine Welle, die anschwillt und abebbt. In ihrem Widerklang klingt ein Lied an, das sich in die Zukunft gerufen hat

und von der Vergangenheit erzählt. Die Resonanz klingt und ist Rhythmus. Sie ist ein unendlicher Verweis auf sich selber. Ihr Raum ist fließender Körper, er durchdringt und dehnt sich aus. Er taucht in die Tiefe. Er ist Ahnung, Geheimnis, Nacht, vereinnahmend und dunkel. Die Resonanz vereint alles, was sie berührt zu einem lebendigen Ganzen. Vielleicht ließe sich so eine Körperlichkeit der Resonanz formulieren.

Fragen wir nun nach dem Menschen, seiner Konstitution, seinem Wesen, seinem Dasein und hören zu, was er uns erzählt, dann fällt auf, dass auch der Mensch von sich selbst erzählt. Auch das Subjekt verweist auf sich. Es spürt sich spüren und es erzählt von sich in den Zeilen seiner eigenen und individuellen Lebensgeschichte. In diesem sinnlichen und sinnhaften Verweisen auf sich selber kommt der Mensch bei sich an, wird Subjekt. Sein lebendiger Erfahrungsraum gleicht der Bewegung der Resonanz. Erfüllung, Durchdringung, Tiefe und Intensität sind seine Koordinaten. Der Mensch wäre laut dieser Annahme in seiner Konstitution ein Resonanzwesen. Im Hören auf die eigene Resonanz würde der Mensch zu sich selber finden, zu seiner Bestimmung und seinem In-der-Welt-sein.

Der Mensch wird am Du zum Ich, sagt Martin Buber (Buber 2006). So müssen wir die Resonanz erweitern und die Selbstgenese in Richtung Du ausdehnen. Im Sich-Spüren spüren, im Hören auf den Sinn und im Hören auf das Du kommen wir bei uns an, erleben wir uns selbst, machen Selbsterfahrung.

Verlassen wir den ontologischen Denkraum, der uns über die Konstitution des Menschen Auskunft gegeben hat und gehen nun der Frage nach, welche Rolle die Resonanz und das Hören in seinem praktischen Lebensvollzug spielt. Unsere Annahme ist, dass sich über dem ontologischen Grundton der individuelle Daseinsklang anhebt. Im Klangspektrum von Grundton und Obertönen würde sich das Subjekt mitteilen, sich selbst und seiner Umwelt. Ein Subjekt, dessen Verfassung und Lebensvollzug miteinander schwingen, dessen Wesen der Verweis ist und dessen Empfindungen, Affekte und Gedanken erst in der Resonanz – ihrem eigenen Klang – präsent werden. Auf welches Instrument sind wir gespannt? Welche Türe führt uns in den ästhetischen Hörraum, in dem Gedanken, Affekte und Stimmungen laut werden können? Diese Frage ruft den Klangkörper ins Geschehen. Das Instrument, auf dem sich unsere Seele und unser Selbst spielt, ist unser Körper. Er gleicht einem Hohl- und Echoraum mit unserem größten Organ, der Haut, bespannt. Gleich einer Trommel ist er fähig, leiseste Anklänge in lautstarken Widerhall zu vergrößern. In ihm kommen tief entsprungene Resonanzen zum Gehör, die sich ihren Weg von der Seele ins Bewusstsein bahnen.

Peter Sloterdijk weißt mit Recht auf den tauben Fleck von Descartes hin (Sloterdijk 1993). Unser Denken ist nicht klanglos, es erzählt von sich. Erst wenn wir unsere Gedanken hören, denken wir, sind wir.

Die Vibrationen, Rhythmen und Klänge lassen sich aber nicht nur hören, sie lassen sich auch fühlen. Mit einem Geburtsschrei kommt das Neugeborene zur Welt. In der Resonanz der Klänge und Empfindungen beginnt das Neugeborene sich selbst zu spüren und wahrzunehmen. Anfangs teilt es noch einen Klangraum mit der Mutter. Mit zunehmendem Wachstum beginnen erste Affektschläge neue Räumlichkeiten zu öffnen, in denen Resonanz stattfinden kann. Diese Räumlichkeiten räumen dem Kleinkind die leibliche Erfahrungswelt ein.

Der Schrei, das Weinen, das Lachen eröffnen in ihrer Rhythmik einen Klangraum, in dem sich das Selbst konstituieren kann. Das Selbst ist diesem Gedankengang folgend nicht der Erzeuger der Affekte, sondern findet erst in der Resonanz statt, im Spüren und Hören der Affektschläge, die den Klangkörper in Schwingung versetzen.

Hören können wir nur, weil wir einen Resonanzraum haben, weil der Mensch ein Instrument ist, auf dem er sich spielt und vernimmt. Die Resonanz braucht einen Körper, um zu klingen, gleichzeitig schafft sie einen Raum, der den physischen Körper durchdringt. Der Klangkörper Mensch muss demnach holistisch gedacht werden. Er ist Schallraum, Resonanzrohr mit einem Innen und einem Außen. Eine Luftsäule, Knochen mit einer Membran, der Haut, bespannt. Zugleich öffnet die Resonanz einen Raum, der als leiblicher Erfahrungsraum beschrieben werden kann. Ein Innenraum, ein Zwischenraum, ein Lebensraum, ein *Weltinnenraum*. In ihnen findet das Spüren, das Denken, das Glauben, das Fühlen und die Liebe statt. Innen und Außen werden dynamisch konstituiert, können im hörenden Modus aber auch zu einer Klangsphäre verschmelzen. Für den Psychiater und Phänomenologen Eugen Minkowski ist der Widerhall viel ursprünglicher als die Dichotomie von Ich und Welt (Minkowski 1999). Der durch den Anklang hervorgerufene Widerhall kann ein Ich formen und zugleich die Trennung von Ich und Welt aufheben und zu einem Ganzen verschmelzen lassen. Der Widerhall ist nicht nur Echo, sondern Antwort des redenden Seins, das sich in der Antwort in die Welt ruft.

Der Körper verkörpert, ist Medium und Erzeuger. Im Körper, am Körper, durch den Körper kristallisiert und entschreibt sich die Seele und die leibliche Erfahrung.

Es geht darum, den Körper hörend zu denken, von der Resonanz ausgehend. Er lässt sich nicht erschöpfend vermessen und schematisieren. Er öffnet die Resonanz dem Hören. Ihr Klang formt und belebt die leibliche Erfahrung und räumt das Dasein in der Welt ein.

Der Körper ist Klang. Der Körper ist Form. Der Körper pulsiert, er atmet. Der Körper zeugt. Der Körper liebt. Der Körper spürt – *sich*. Der Körper berührt – *Sinn*. Klang *ist* Körper.

Resonanzstörungen im Rausch(en)

Wechseln wir das Register. Gehen wir der Frage nach, wie sich Störungen in der Resonanz auf unsere Erfahrungswelt auswirken können. Das Verständnis von Turbulenzen im seelischen Gleichgewicht kann uns zu einem tieferen Verständnis einer sonoren Anthropologie verhelfen. Der Gedanke über den Zusammenhang von Hören und Gleichgewicht muss an anderer Stelle wieder aufgegriffen werden. Er bedarf einer gründlichen Untersuchung über das Motiv der Äquilibration in der Onto- und Salutogenese.

Eine der Grundstörungen im Hören ist das Rauschen. Das Ohr und der Rausch teilen einen Wesensbereich: Beiden ist es eigentümlich, in prä-dichotomen Sphären zu schwingen. Innen und außen, oben und unten, vorne und hinten, räumliche Kategorien in visuelle Weltaneignungen eingeschrieben, heben sich im Klang und im Rausch auf. Musik, Drogen und Rausch lassen sich im dionysischen Kraftfeld verorten. Ozeanische Allverbundenheit, Selbstvergessenheit und Indifferenz sind ihre Koordinaten. Nicht umsonst betreten der Rausch und die Musik meist Hand in Hand die Bühne ritueller Initiationsbräuche. Auch in entritualisierten Drogenexzessen spielt die Musik nach wie vor eine zentrale Rolle. Das Ohr wird zum Hilfsorgan des Rausches.

Wir fragen an dieser Stelle nach dem Klang, nach der Resonanz vom Rausch. Der Rausch, in einem klanglichen Register vernommen, bleibt in der Resonanz des Rauschens verhaftet. Im Rausch klingt das Rauschen wider. Auch der Rausch teilt sich mit, auch in ihm klingt und erklingt ein Verweisen. Rhythmus und Timbre sind im Rauschen jedoch kaum mehr vernehmbar (im weißen Rauschen sind sie es gar nicht mehr) und somit bleibt die Resonanz rauschend, das ist ihr einziger Verweis. Physikalisch angestimmt stört das Rauschen die Nachrichtenübertragung. Ein unspezifisches Frequenzspektrum verzerrt Informationen bis zur Unkenntlichkeit.

Das Rauschen, als Restrisiko der Natur, wird in apollinisch programmierten Gesellschaften mit allen Mitteln versucht zu kontrollieren und zu eliminieren. Die ontologische Notwendigkeit von Rauschen wird jedoch in einem sonoren psycho-physikalischen Register besonders deutlich. Klänge enthalten immer einen Grundton, Obertöne und etwas Rauschen. Wird das Rauschen herausgefiltert (wie diese ernüchternde Erfahrung jeder Musikliebhaber machen musste, als der digitale Fortschritt die analoge Schallplatte verdrängte), wird die Tiefendimension des Klangs amputiert. So kommt es bei rauscharmen Gesellschaften zur Verflachung der Affekte und des Denkens. Denken wird zur philosophischen Trockenübung, ohne Gefahr zu laufen, sich im Rauschen zu verlieren. Ein Denken mit beiden Händen fest an das akademische Geländer geklammert. Nur wenige Denker riskieren das *Denken ohne Geländer*, wie Hannah Arendt es für sich treffend formulierte.

Wird das Rauschen im umgekehrten Fall aber zur einzigen Resonanz, verweist dies auf eine Störung. Im dionysischen Kult wird sich dieser Erfahrung ganz hingeeben, eingelassen in die

Kräfte des Unbewussten und die Wogen des Ozeans. Die Folge ist eine abwesende oder gestörte Selbstpräsenz.

Bevor sich das Selbst in der Resonanz, in der Rhythmik der Affekte in die Anwesenheit ruft, ein Außen und Innen konstituiert, taucht es ein in eine Klangsphäre, die auf den Ein- und Anschlag, die Attacke des Sinns horcht. Diese Sphäre ist die Stille. Das Rauschen als Hörsturz verlässt die Stille, stört die Stille und stört den Klang des Selbst. *Du hast mit deinem Rauschen / Mir ganz berauscht den Sinn*, lässt Franz Schubert seinen Müllergesellen im Liebesrausch singen. Es ist nicht mehr vernehmbar, woher die Resonanz hallt. Nur so kann es dazu kommen, dass das „Innwendige“ von „außen“ zu sprechen beginnt. Innen und Außen werden an dieser Stelle konzeptuell formuliert. Sie kommen als solche weder zu Gehör, noch werden sie konstituiert. Ganz im Gegenteil: Alles beginnt im Rausch zu sprechen. Der Sender kann nicht mehr verortet werden. Im Rauschen eines Bachs kommt das Selbst ebenso zur Präsenz wie in den Lautsprechern, aus denen Techno-Beats dröhnen. Das Buch schreibt sich im Rausch wie „von selbst“. Im Klang der Buchstaben hallt ein Subjekt wider, Autor unbekannt. Im Rausch werden wir geleitet und geführt, *panta rei*, alles fließt, alles eins. Die Vorsokratiker wussten noch von diesen Rauschereignissen zu berichten. Welt und Sein hat sich ihnen in enger Umarmung sinnlich erschlossen. In der rauschenden Resonanz wird die eigene Stimme in der Natur, im Universum und im *Weltinnenraum* vernommen. Selbst, als Resonanz eines Verweisens kommt in Form einer Universal-Verräumlichung zur Präsenz. Das hallende Glockengeläut verkündet von einer unio mystica.

Verliert sich der Rausch im dionysischen Meer, findet er ohne apollinische Verklärungskraft statt, dann versinkt der Berauschte im rauschenden Getöse. Siechend fristet er am Meeresboden sein Dasein. Werden die Götter zum Verstummen gebracht und der Rausch zur Privatunternehmung ohne Form und Ritual (ähnlich dem regellosen Geldrausch im Finanzsystem), laufen besonders jene Seelen Gefahr, in süchtiges Rauschverhalten zu verfallen, deren Resonanzkörper aufgrund von traumatisierenden Erfahrungen Risse bekommen haben. In potenziertes und frequentiertes Form werden verlorene Subjekte von sirenischen Stimmen gelockt, deren Versprechungen Heilung, Ruhm und Schmerzfreiheit sind, in deren Resonanz aber Tod, Verzweiflung und Auflösung hallen.

Wie kann es dazu kommen, dass der Resonanzkörper und die Rhythmik der Affekte gestört werden? Wie klingt eine Trommel, ein Instrument, dessen Membran und dessen Korpus Risse oder einen Sprung bekommen haben? Risse in der Membran oder im Resonanzkörper führen zu dumpfen Tönen und krachenden Geräuschen. Auf einer beschädigten Membran lassen sich nur sehr wirre und verzerrte Resonanzen vernehmen. Was hier erklingt, ist ein rauschendes Selbst, das auf einen dumpfen Klang und gestörten Sinn verweist. Doch wie wird der Resonanzkörper brüchig, wie kann die Membran Risse bekommen und was lässt die Saiten reißen? Hier sind wohl gröbere oder lang

anhaltende Schläge und Überspannungen vonnöten. Resonanzen sind anfänglich vom Echo-Klang der Mutter abhängig und finden in der weiteren Entwicklung zu ihrem eigenen Instrument. Bleiben die Klänge der Mutter und des Vaters aus oder finden zu harte rhythmische Affektschläge im zarten und dünn bespannten Korpus des Kleinkindes Widerhall, kann dies zu Verkümmern oder Verletzung des jungen Schallkörpers führen. Eine gestörte und rauschhafte Selbstpräsenz wäre die Folge. Es ist wichtig an dieser Stelle wiederholt daraufhin zu weisen, dass der Klangkörper, das „Instrument Mensch“, holistisch gedacht wird. Die Resonanz formt die leibliche Erfahrung. Der Klangkörper lässt die Resonanz klingen und bringt sie zum Gehör (intelligibel und sinnlich). Störungen können demnach den physisch-sinnlichen Resonanzkörper ebenso betreffen wie den leiblichen Erfahrungsraum, der aufgrund von Verletzungen in seiner dynamischen Konstituierung gedämpft oder gänzlich dumpf geworden ist, so dass Sinnlosigkeit und Entfremdung resonieren. Resonanzstörungen können natürlich während der gesamten Lebensspanne die Erfahrung von Integrität und Selbst verzerren. Akzelerationsräusche, die sich in die letzten Nischen und heiligen Winkel unserer Existenz ausbreiten, ziehen ohne Ausnahme alle noch so musischen Seelen in Mitleidenschaft. Wer sich dem Wettbewerbsdogma und der Expansionsmanie entziehen will, wird von Bord gestoßen und darf den vermeintlichen Höhenflug nur als gefallener Einzelkämpfer mitverfolgen. Arbeit, Geld und Web04 können sich zu gefährlichen Drogen potenzieren und den Daseinsklang dämpfen. Ebenso verhindern akustische Umweltverschmutzungen, Reizüberflutungen, Ruhelosigkeit und Hast die Erfahrung von Resonanz. Der Rausch in ritualisierter Form hat einen Beginn und ein Ende. Wenn der Rausch aufhört und im Rhythmus der Ernüchterung widerhallt, ruft sich ein apollinisch verklärtes Selbst in die Gegenwart. Auf einem durchgeputzten Resonanzrohr, einem frisch gestimmten Instrument, kommt ein transformiertes Subjekt zum Klingen. So war der Rausch in einer Zeit, in der die Allianz von Heiligen und Heilung in ritualisierter Form gefeiert wurde. Während dieser Zeremonien war für kurze Zeit der Klang des Universums vernehmbar, das Ohr wurde zum Organ der Welt. Individuation war vergessen, Wunden und Risse wurden im Verbund mit den Göttern und Geistern geheilt. Der Rausch als Auflösung von Subjekt und Objekt, als Klangsphäre, in der nur mehr der Rausch vernehmbar war, konnte in einer ritualisierten Form zur Genesung und Heilung führen.

Wir antworten nicht auf das, was wir hören,
sondern wir antworten, indem wir etwas hören.

Bernhard Waldenfels

Hören als Therapeutikum

Betreten wir nun den Resonanzraum der Therapie und fragen nach der Heilkraft des Hörens.

Wenn das Selbst keine objektive und gegenständliche Gestalt ist, sondern sich in seinem Wesen wie der Klang verhält und im Klang widerhallt, dann sind wir uns selbst am nächsten, dann werden wir Selbst im Modus des Hörens, genauer gesagt, im Modus des Horchens und Lauschens. Im Ohr sind wir bei uns angekommen. Da wo die Seele im Klangkörper schwingt und resoniert, findet Selbst statt.

Haben Patienten das Hören verlernt und den Kontakt zu ihrer leiblichen Resonanzsphäre verloren, bedeutet dies für den Therapeuten, den Patienten seine Ohren und seinen Resonanzkörper zu leihen. In der Psychotherapie gilt es, einen Hörraum zur Verfügung zu stellen, zu Ruhe und Rast zu kommen, und auf die Stille und den in ihr anklingenden Widerhall zu lauschen. Das Selbst als *Ort der Resonanz* lässt sich nur in der Stille vernehmen. Sich selbst finden hieße, sich selbst hören, sich selbst spielen und sich selbst in die Zukunft rufen.

Wie muss das „Instrument Therapeut“ gestimmt sein, um die polyphone Gefühlswelt der Patienten zum Klingen zu bringen? Der Therapeut selber ist ein geschulter Hörer und Horcher. Er vermag in der Stille zu verweilen. Die Stille auszuhalten. In die Stille zu lauschen. Stille, Schweigen und Pause erklingen im therapeutischen Raum als Dreiklang. Seine Obertöne loten die Grenzen von Musik und Sprache aus. Für Franz Schubert und John Cage war er gleichbedeutend mit der Musik. Sie komponierten eine Stille, in der sich die Musik selber abwürgt (man höre auf die schaurigen Klänge der Stille in Schuberts B-Dur Klaviersonate), und eine Stille, die selber zur Musik wird, wie das Cage in seinem Werk 4'33" komponiert hat.

In der Stille, dem Schweigen und den Pausen wird der Therapeut zum artistischen Heilkünstler. Er wird zum Seiltänzer zwischen Geburtshelfer und Folterknecht. In seiner Kunst geht es um die Stille. Er vermag sie zum Brutkasten formen, in dem verstummte Klänge der Patienten zur Welt kommen und (wieder-)erwachen können. Sein Kunstfehler dagegen kann Patienten in die Sprachlosigkeit und quälerische lautlose Vereinsamung zurückwerfen. Als Alchemist des Schweigens und der Stille kann seine Medizin heilsam und ebenso tödlich sein. Sie kann gleichermaßen in die Existenz sowie in die Inexistenz führen. Das Risiko einer Unter- oder Überdosierung von Stille und Schweigen und ihre potentiell gefährliche Transformationskraft darf nicht unterschätzt werden.

Methodisch horcht der Therapeut mit seinen Patienten auf die Stille und weist ihnen den Weg zur Resonanz. Er trägt mit seinen Ohren die Existenz seines Gegenübers. Er gleicht einem Klangraum, in dem das Narrativ der Patienten widerhallen kann. Dazu braucht er innerliche Ruhe, Weite und Gelassenheit. Er muss ein Hörspezialist, ein Hörarbeiter sein, einer, der es versteht, die „eigenen Schwingungen“ zu identifizieren, zu entziffern und von „fremden Schwingungen“ zu differenzieren. Auf diesem Weg kann der Therapeut mit den Patienten auf den Sinn horchen, der sich im Resonanzraum der Therapie ankündigt, zum Gehör bringt und anruft.

Indem der Therapeut diesen Raum zur Verfügung stellt, seine eigenen Resonanzen an- und ausspricht und den Patienten als Widerhall vergrößert, können die Patienten mit ihrem Selbst zunehmend in Kontakt kommen. Bis die Patienten Akustiker ihrer selbst geworden sind und sich ihren eigenen Konzertsaal bauen können, in dem ihre Seele obertonreich zu schwingen beginnt. Nun fügen sich einzelne Lebenstöne zu einer Lebensmelodie zusammen. Der Sinn beginnt zu sprechen. Sinn ist untrennbar mit dem Sinnlichen verbunden, allen Sinnen voran dem Hören. Ästhetisch angestimmt geben die Sinne dem Menschen Sinn. Sinn lässt sich nicht sehen, Sinn spricht. Sinn ist das Denken im Hören und das Hören im Denken. Im leiblichen Erfahrungsraum beginnen nun das Denken, das Fühlen und das Handeln miteinander zu schwingen und verweisen auf einen Menschen, der sich als Resonanzwesen mit sich und seinen Mitmenschen einstimmen kann. Die Seele beginnt sich nun auf einem klingenden Körper zu spielen.

Hören heißt, sich selbst in die Zukunft zu rufen und dem Klang der eigenen Erzählung zu lauschen, und nicht die Begegnung mit einem fertigen Produkt, das sich Selbst nennt.

Die Krise in der psychotherapeutischen Behandlung birgt Gefahr und Chance zugleich. Die Gefahr von Selbstverlust im gegenständlichen Sinne. Die Chance von Selbstfindung im ereignishaften und zukünftigen Erklängen. Die Heilkraft liegt im Hören. Im Hören auf die eigene innere Stimme und im Hören auf sein Gegenüber. In den Worten Roland Barthes: „Hör mir zu“ heißt: Berühre mich, wisse, daß ich existiere.“ (Barthes 2006, 81)

Aber nicht nur der Therapeut, auch der therapeutische Raum verhelfen den Patienten den Klang ihrer Seele zu vernehmen. Therapeut und Patient teilen eine Resonanzsphäre, in der das Sagen, das Fühlen, das Wahrnehmen und Innehalten klingt, pausiert und manchmal dröhnt. In der Schwebeschaukeln Aufmerksamkeit, Sprache und Hören. Sie ziehen konzentrische Kreise in die Stimme und Bewegung hinein, die ausspricht, mitteilt und berührt. Der Therapieraum bildet den Resonanzkörper, in dem die Stimme und Stimmung ihren Widerhall finden, in dessen akustischem Fluidum die Seele schwingt und vibriert. Er ist das Instrument, auf dem das therapeutische Gespräch spielt und erklingt. Ein Instrument, auf dem zarte und intime Saiten ebenso erklingen wie wuchtige Gefühlswirbel sich trommelnd Gehör verschaffen.

Die Atmosphäre – die Stimmung – bedarf einer Einstimmung und einer Gestimmtheit. Stille, Zuhören und Zugehörigkeit sind ihre Koordinaten. Ein Sagen mit Stimme, in der Gestimmtheit der eigenen Stimmung. Eine Stimme im Kontakt zum eigenen Sagen, das ist der Ruf der Therapie.

Coda

Während der Autor mit seiner Rede an die Seinsschwelle tritt und im Modus des hörenden Denken und Schreibens auf den Widerhall seiner Fragen lauscht, vermag sein Text den Leser und Hörer an den Urgrund des redenden Seins zu versetzen (Bachelard 2007). In der Diktion kommt der Text bei

sich selbst an und beginnt zu sprechen. Doch erst im Dialog kann er seine entbergende Kraft entfalten. Seine Bilder und Gedanken greifen weit in den klingenden Seelenraum hinein und suchen nach Entsprechung und Einstimmung im psychischen Geschehen.

Im Aufhören sammeln sich sein Anklang und Widerhall. Während wir an dieser Stelle mit unserem Versuch aufhören, eine Anthropologie der Resonanz zu formulieren, ruft dieses Aufhören den Horcher ins Geschehen. Aufhören ist Auftakt. Auftakt, die Ohren zu spitzen und dem Geheimnis entgegen zu lauschen, das sich im Widerhall dieser Zeilen Gehör verschaffen will.

Literatur

- Barthes, R. (2006) Zuhören als Haltung. In: Bernius, V. et. al. (Hg.) (2006) Der Aufstand des Ohrs – die neue Lust am Hören. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bachelard, G. (2007) Poetik des Raumes. Übers. v. Leonhard, K. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bernius, V. et. al. (Hg.) (2006) Der Aufstand des Ohrs – die neue Lust am Hören. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buber, M. (2006) Das dialogische Prinzip. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Gibran, K. (2010) Der Prophet. Zürich: Diogenes.
- Minkowski, E. (1972) Die gelebte Zeit. Über den zeitlichen Aspekt psychopathologischer Phänomene. Salzburg: Otto Müller.
- Minkowski, E. (1999) Vers une cosmologie: Fragments philosophiques. Paris: Éditions Payot & Rivages.
- Nancy, J.-L. (2010) Zum Gehör. Zürich: Diaphanes.
- Sloterdijk, P. (1993) Weltfremdheit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Sloterdijk, P. (1993) Wo sind wir, wenn wir Musik hören? In: Sloterdijk, P. (1993) Weltfremdheit. Frankfurt/Main: Edition Suhrkamp.